

Die Stellung Tübingens als Universitätsstadt, aber auch als Heimat des Buchhändlers und Verlegers Cotta, brachte es mit sich, daß der Autor aus einem großen Fundus schöpfen konnte. Goethe oder Karl August Varnhagen von Ense beispielsweise wären sonst wohl kaum an den Neckar gekommen. Dasselbe mag für viele der nach Tübingen gereisten Ausländer gelten, und auch württembergische Geistesgrößen wie Wilhelm Waiblinger oder Wilhelm Hauff kannten die Stadt hauptsächlich aus ihrer Studentenzeit. Fast alle der ausgewählten Texte stammen aus den Jahren 1750–1850, mit Schwerpunkt auf dem Biedermeier. Skuriles wie die Beschreibungen des geisteskranken Hölderlin durch – auf ihre Weise sensationslüsterne? – Zeitgenossen mischen sich mit wissenschaftlich akribischen Beschreibungen der Stadt wie jener durch den Preußen Friedrich Nicolai. Mancher Bericht zeugt von der Oberflächlichkeit eines ephemeren Besuchs, andere von einer tiefen Liebe zur (Wahl-)Heimat. Doch allen – oder doch fast allen – ausgewählten Texten ist eines gemeinsam: Sie kehren die positiven Seiten der Stadt hervor, betrachten Tübingen mit freundlichem Wohlwollen. Erachtete kein Besucher, so sei kritisch gefragt, die Not der Weingärtner erwähnenswert, die miserablen Wohnverhältnisse – auch der Studenten! – oder wenigstens den Dreck und Unrat in den Straßen und Gassen der sich noch in mittelalterlicher Enge präsentierenden Stadt?

Der mit vielen zeitgenössischen Stichen und Autographen-Faksimiles ausgestattete Band wird vor allen bei jenen auf Interesse stoßen, die Tübingen nicht nur von einem flüchtigen Besuch her kennen und deren Auge geschult ist, eher unscheinbare Relikte der Vergangenheit zu registrieren. Neben die Lust am Stöbern in diesem Lesebuch, dem Miterleben einer weitgehend doch untergegangenen Welt in den Schilderungen der großen Alten – etwa Goethes Tagebucheintragen über die Glasfenster der Stiftskirche! – tritt die Freude über neue Eindrücke; das Auge wird geöffnet für ein Erleben der Stadt unter neuem Blickwinkel. Für das kommentierte Autorenverzeichnis, das die Texte durch die Biographien der Autoren zusätzlich erschließt, darf man besonders dankbar sein.

Raimund Waibel

OTTO WINDMÜLLER: Das Handwerk in Schwäbisch Hall vom Ende der Reichsstadtzeit bis zur Einführung der Gewerbefreiheit im Jahr 1862. Scripta Mercature Verlag St. Katharinen 1987. 220 Seiten. Broschiert DM 32,-

Die Eingliederung der Reichsstadt Hall in das württembergische Staatsgebiet im Jahr 1802 hatte auch Folgen für die mehr als vierzig Handwerkerzünfte, die das wirtschaftliche und politische Bild der Stadt bestimmt hatten. Die Hauptaufgabe der neuen Administration bestand darin, die vielfach beklagten «Handwerksmißbräuche» zu beseitigen. Wichtige Stationen dabei waren die neue Gewerbeordnung von 1828 und schließlich die Einführung der Gewerbefreiheit knapp vierzig Jahre später. In den sechzig Jahren des Übergangs vollzog sich ein tiefgreifender gesellschaftlicher Wandel, der die aus dem Mittelalter stammenden Strukturen des starren Zunftsystems

schließlich in die beginnende Hochindustrialisierung überführte.

Diese Darstellung, eine Tübinger Dissertation, vollzieht diese Veränderungen am Beispiel einer württembergischen Stadt aus dem Blickwinkel des Handwerks nach. Gleichzeitig wird damit ein exemplarischer Beitrag zu einer Phase der Wirtschafts- und Sozialgeschichte Württembergs geleistet, die vom Bedeutungsverlust des Handwerks und des Kleingewerbes gekennzeichnet ist.

Werner Frasch

PAUL SAUER: Alt-Stuttgarter Photoalbum. W. Weidlich Verlag Würzburg 1987. 80 Seiten mit 84 Abbildungen. Pappband DM 29,80

HARALD SCHUKRAFT: Damals über Stuttgart. Innenstadt und Vororte in Luftbildern aus den zwanziger bis vierziger Jahren. Silberburg Verlag Stuttgart 1988. 120 Seiten mit 106 Abbildungen. Pappband DM 39,80

Nach der großen Euphorie des Wiederaufbaus in den 50er und 60er Jahren, dem ungebrochenen und leider oft auch ungebändigten Glauben an den Fortschritt, der oft genug statt eines Wiederaufbaus den Abriss in der über Jahrhunderte gewachsenen Struktur der Stadt bedeutete, hat sich in den vergangenen beiden Jahrzehnten der Blick für die historisch gewachsene Struktur geschärft und das Bewußtsein gefestigt, daß in der Nachkriegszeit in den zerbombten deutschen Städten eine seelenlose und sterile Betonwüste entstanden ist. Foto- und Bildbände, die den alten und oft abgegangenen Bestand an historischen Bauten zeigen, haben im Zeichen dieses Wandels einen wahren Boom erlebt. Stadtarchivdirektor Professor Paul Sauer und der Journalist und Historiker Harald Schukraft legen zwei weitere Beispiele dieses Genres vor.

Paul Sauer kann vor allem aus den Beständen des Stadtarchivs schöpfen und veröffentlicht 80 Fotografien aus der Zeit um die Jahrhundertwende, versehen mit kurzen Kommentaren und ergänzt durch eine Einleitung *Stuttgart um 1900*. Der Stuttgarter Stadtarchivar hat erfreulicherweise darauf geachtet, häufig auch Personen in den Vordergrund des Interesses zu rücken. Der Markt vor dem alten Stuttgarter Rathaus, Boten und Fuhrleute auf dem Leonhardsplatz, Dienstmädchen beim Platzkonzert auf dem Schloßplatz, eine Giraffen fütternde Dame in Weiß in der Wilhelma: Fotos, die ungleich menschlicher sind als die – ebenfalls vertretenen – statischen Gebäude-Portraits oder die sich immer gleichenden Vereins- und Militäraufzüge. Im Blick in die Gesichter Stuttgarter Bürger und im Beobachten arbeitender oder auch feiernder Menschen lebt die Zeit um 1900 auf. Doch auch die *Schattenseiten jener Jahre*, die *ungelösten sozialen Probleme* sichtbar zu machen, wie Paul Sauer in der Einleitung ankündigt, gelingt mit den ausgewählten Bildern weniger. So entsteht beim Durchblättern doch der Eindruck einer «guten alten Zeit». Einer Zeit, von der meist nicht einmal die steinernen Monumente wie das neue Rathaus, auf das die Stadtväter so stolz waren, erhalten blieben.

Das alte Stuttgart existiert nicht mehr! So muß auch die zentrale Aussage des zweiten, von Harald Schukraft her-

ausgegebenen Fotobandes lauten. Sozialgeschichtliches Anschauungsmaterial wird man in diesem Band aber vergebens suchen: Die Fotos sind fast ohne Ausnahme menschenleer; Personen verschwinden allenfalls als kleine schwarze Punkte im Häusermeer. Das liegt in erster Linie an der ungewöhnlichen Perspektive der veröffentlichten Fotos. Schukraft greift im wesentlichen auf Luftaufnahmen aus den 20er bis 40er Jahren zurück, die zum größten Teil aus dem kürzlich in Privatbesitz wieder entdeckten einstigen Berliner Archiv Albert Speers stammen, das dieser als Generalbauinspektor kurz vor dem Zweiten Weltkrieg hat anlegen lassen.

Harald Schukraft will nicht wie Paul Sauer unterhalten. Sein Anliegen ist akademischer und didaktischer Natur. Es ist ohne Zweifel richtig, wenn der Autor schreibt, daß der Blick auf Alt-Stuttgart aus der Luft zur besseren Kenntnis der einst gewachsenen Struktur und damit indirekt zur Durchschaubarkeit der gegenwärtigen beiträgt. Wer genau hinsieht und Schukrafts mit gewohnter Sachkenntnis verfaßten Bildbeschreibungen folgt, dem werden in der Tat die Augen geöffnet über den Frevel, der der Stadt in der Nachkriegszeit angetan wurde. Vergleicht man das alte Bild mit zeitgenössischen Luftbildern, so will sich angesichts des Wandels Entsetzen breitmachen. Als Beispiel sei genannt der Blick auf das Viertel um Stiftskirche, Altes Schloß und Leonhardsplatz. Es wird deutlich, wie fremd um 1940 das moderne Kaufhaus Breuninger mit seinen kubischen Formen inmitten der Fachwerk-Giebelhäuser erschien. Heute ist der Effekt gerade umgekehrt: Die Stiftskirche will nicht mehr in das Ambiente der seelenlosen Betonquader passen; und selbst das Kaufhaus verbirgt den spannungsreichen Schwung seiner Fassade von einst hinter einer peinlich einfalllosen Verblendung. Im Überblick und dem damit ermöglichten Vergleich liegt der didaktische Wert des Luftbildes. Spätestens beim Einzelgebäude aber findet es seine Grenzen. Auch ein Landesgewerbemuseum, ein Kaufhaus Schocken (Schande über den Abriß!) oder ein Rathaus bestehen von oben betrachtet im wesentlichen aus Dächern. Diese monotonen Flächen sind nun mal fade, ermüdend und ohne Aussage. Kleinere Gebäude verschwinden ohnehin fast im Bild. Informativ ist Schukrafts Erklärung der Luftbilder, die sich oft als historischer Abriß des im Bild vorgestellten Viertels präsentiert. Zu bemängeln bleibt schließlich die oft kontrastarme Reproduktion des Bildmaterials – leider auch des modernen.

Raimund Waibel

CHRISTOF MAUCH und TOBIAS BRENNER: **Für eine Welt ohne Krieg. Otto Umfrid und die Anfänge der Friedensbewegung.** Geleitwort von Walter Jens. Günter Albert Ulmer Verlag Schönaich 1987. 174 Seiten mit einigen Abbildungen. Broschiert DM 16,80

Der Lebensbericht über Otto Umfrid – Walter Jens nennt ihn einen Ahnherren der heutigen Friedensbewegung – entreißt einen Menschen der Vergessenheit, der sich im Kaiserreich wie kein anderer Theologe für den Pazifismus einsetzte. In dieser Zeitschrift hat der Historiker Manfred

Schmid im Heft 1984/4, S. 320–328, wieder auf ihn aufmerksam gemacht unter dem Titel: *Otto Umfrid – ein vergessener Vorkämpfer für eine Welt ohne Krieg.*

Im Jahr 1857 in Nürtingen geboren, absolvierte er die Ausbildung zum Pfarrer und übte dieses Amt bis zu seiner Erblindung im Jahr 1918 aus. Die Verhältnisse im Elternhaus prägten den jungen Otto: der Vater, ein freisinniger Rechtsanwalt, der in Reutlingen ein demokratisches Blatt redigierte und Anhänger der Philosophie Karl Christian Plancks war, und die Mutter, aus einer Pfarrersfamilie stammend, sich selbst aber zum sozial engagierten Christentum des Gustav Werner hingezogen fühlte und ihren zehnjährigen Sohn mit dem Wirken des Reutlinger Waisenhausvaters vertraut machte.

Die aus diesen Erfahrungen resultierenden Konflikte mit der Amtskirche bestimmten auch die Tätigkeit Otto Umfrids. Bereits während seines Vikariats in Gschwend im Dekanat Gaildorf und seiner ersten Pfarrstelle in Peterzell im Schwarzwald mußte er viele Kompromisse eingehen, um nicht als «Radikaler» abgestempelt zu werden. Den Wandel vom Prediger zum Propagandisten vollzog er schließlich endgültig in Stuttgart, wohin er nach langem Bemühen 1889 versetzt wurde. Hier versah er seinen Dienst in einer hölzernen Notkirche, der sogenannten Wanderkirche. Später wechselte er an die Martinskirche, eine der ärmsten Kirchengemeinden in Württemberg.

Neben seinen Amtsgeschäften übernahm Otto Umfrid eine große Zahl von zusätzlichen Aufgaben: er wurde Schriftführer des Vereins für Notstandsfälle auf dem Land, gab das einflußreiche evangelische Wochenblatt *Griß Gott!* heraus und beschäftigte sich mit der Arbeiterfrage. Da konnte Ärger nicht ausbleiben, und Umfrid wußte, was es bedeutete, als ihm ein Konsistorialrat unmißverständlich klarmachte, *man sucht in der Kirche die Ruhe in Gott und nicht soziale Reformideen.* Kurze Zeit nach diesem Vorhalt wandelte sich Umfrid vom «sozialen Ruhestörer» zum «Friedenskämpfer»; er trat 1894 der von Franz Wirth gegründeten – zahlenmäßig sehr kleinen – Stuttgarter Ortsgruppe der Deutschen Friedensgesellschaft bei. Von nun an stellte Otto Umfrid seine ganze Kraft in den Dienst der Friedensbewegung. Diese Arbeit erfreute sich keineswegs der Zustimmung der Amtskirche, und viele seiner Theologen-Kollegen begleiteten die Friedensarbeit nicht selten mit feindseligen Kommentaren. Symptomatisch dafür ist ein in dem Buch ausführlich dokumentierter Vorfall nach einem engagierten Vortrag in Münsingen, der Umfrid einen offiziellen konsistorialen Verweis einbrachte. Er betätigte sich weiterhin als unermüdlicher Redner bei Versammlungen, die zur Gründung zahlreicher Ortsgruppen der Friedensgesellschaft in Württemberg führten. Bald schon schlossen sich diese Ortsgruppen zu einem Landesverband zusammen, dem ersten der Friedensgesellschaft in Deutschland überhaupt. Im Januar 1900 wurde deren Geschäftsleitung von Berlin nach Stuttgart verlegt; von nun an blieb bis zum Ersten Weltkrieg Stuttgart das Zentrum des organisierten Pazifismus in Deutschland.

Otto Umfrids Leben war geprägt vom ruhelosen Einsatz für den Frieden; die Arbeit schlug sich in den Jahren vor